Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 67. Bromberg, den 23. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(28. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Am nächsten Tage fuhr Friedrich Vandekamp wiederum zum Petersplatz, wanderte durch die Kolonnaden, durch die Kirche . . .

Sah alles wie im Traume . . . ganz von weitem her . . . ohne daß es in sein Inneres eindrang.

Denn immer spähten seine Augen nach einem bestimmten Menschen aus, einem kleinen frohsinnigen Mädchen, das ihn, weiß der Himmel, doch nichts anging, das er irgendwo am Wege getroffen, mit dem er eine kurze Strecke gewandert war, über ein paar belanglose Dinge geplaudert hatte, das dann gegangen war, wie es gekommen.

Endlich fand er sie . . . durch einen lächerlichen, von ihm aber dankbar gepriesenen Zufall.

An einem kleinen, vor einer einfachen Osteria auf dumpfer Straße gedeckten Tisch saß sie und verzehrte eine große Schüssel tomatengeröteter Spaghetti.

Sie schien sich über das unvermutete Wiedertreffen nicht weniger zu freuen.

„Eigentlich hatte ich geglaubt, wir würden uns früher finden", meinte sie.

„Ich habe Sie gesucht . . . fortgesetzt . . . in jeder Kirche, in jeder Galerie. Und hatte schon aufgegeben, Sie noch einmal zu sehen."

„Das ist nett von Ihnen, daß Sie mich gesucht haben. Aber noch netter, daß Sie mich gefunden haben. Und nun werden wir es nicht mehr darauf ankommen lassen, sondern hübsch zusammenbleiben. Solange wenigstens als es geht."

„Als es geht?" fragte er verwundert.

„Lassen wir das! Und erzählen Sie mir lieber etwas von sich. Ich habe mir überlegt, daß ich nicht das Geringste von Ihnen weiß: Weder wie Sie heißen, noch was Sie sind. Oder wo Sie wohnen, während ich Ihnen gleich bei unserem ersten Zusammensein meinen ganzen Lebenslauf hersagen mußte."

„Ihren ganzen Lebenslauf!" lachte er auf. „Dabei kenne ich nicht einmal Ihren Namen."

„So nennen Sie mich Dolly. Die Mutter nannte mich so, und es klingt dann so heimatlich. Aber Sie?"

„So raten Sie, was ich bin."

Einen Augenblick dachte sie nach.

„Ein Beamter", erwiderte sie dann, „ein sehr korrekter, sehr strenger Beamter, der dem Vorgesetzten keinen Buckel macht und gut und gerecht zu seinen Leuten ist."

„Also einen so korrekten Eindruck habe ich auf Sie gemacht?" fragte er enttäuscht. „Aber diesmal irren Sie. Ich bin kein Beamter. Ich bin von Ihrer Branche."

„Ein Kaufmann sind Sie? Nein . . . dafür hätte ich Sie nie gehalten."

„Und weshalb nicht?"

„Weil Sie so gar nichts Wagemutiges . . . auch gar nicht etwas so . . . ja, wie soll ich mich ausdrücken, weit Ausblickendes haben."

„Ich danke Ihnen!"

„Dann sind Sie wohl ein Angestellter, der jetzt seinen Urlaub hat . . . gar ein Prokurist!"

„Sie müssen schon ein bißchen höher raten. Ich bin ein Chef."

„Ein Chef?"

Ihr Erstaunen stieg. „Sieh mal einer an! Wirklich, das hätte ich nicht gedacht. Mein Chef war so ganz anders . . . gar nicht so ritterlich . . . auch nicht so gutmütig."

„Woher wissen Sie, daß ich gutmütig bin?"

„Das merkte ich Ihnen auf den ersten Blick an. Schon unten in den Katakomben."

„Aber da konnten Sie mich doch gar nicht sehen."

„Aber ich hörte Sie, als Sie mit dem Führer sprachen. Wir waren ja auch nur eine kleine Firma. Zwölf Angestellte, Chauffeur und Laufbursche mitgerechnet. Wieviel Angestellte haben Sie?"

„Wenn ich die Chauffeure und Laufburschen meiner Zweiggeschäfte mitzähle, werden es zweihundert sein."

„Zweihundert?"

Ganz groß waren ihre Augen geworden, weilten eine Weile fragend auf ihm. Dann aber glänzte ein zweifelnder Schalk in ihnen auf.

„Ist das auch wahr?"

„Danach sehe ich Ihnen nicht aus. Sie deuteten es ja vorher schon an. Das weit Ausschauende fehlt. Aber Sie können es schon glauben. Es hat ja auch keinen Wert. Weder für Sie, noch für mich."

„Aber zweihundert Angestellte! Potztausend!"

„Was habe ich davon? Ich habe mich von meinem Geschäft zurückgezogen."

„Nun ja, wenn man es so weit gebracht hat und ist so alt geworden — weshalb sollte man dann sein Leben nicht genießen? Ich finde es sehr vernünftig von Ihnen."

„Das war nicht der Grund."

„Nun, weshalb taten Sie es sonst?"

„Weil ich ein kranker Mann bin."

„Ein kranker Mann?"

Langsam wiederholte sie es. Als hätte sie von allem was er ihr erzählte, nichts vernommen als nur das eine.

An dem kleinen Tisch saßen sie, mit der von Wein und Speiseresten übersäten grauschmutzigen Decke in der dumpfen Straße, durch die lebhaft sprechende und gestikulierende Menschen eilten, kleine Droschken und maultierbespannte Wagen trottelten, Ausrufer mit heiser dröhnender Stimme Früchte oder Gefrorenes anpriesen.

„Was werden wir jetzt beginnen?" fragte er. „Werden Sie mich ein wenig durch Rom führen? Ich bin ja überall gewesen, aber gesehen habe ich nichts. Und daran waren Sie schuld."

„So werde ich meine Schuld gutmachen müssen. Wozu hätten Sie Lust?"

„Weder zu Galerien, die jetzt ja auch geschlossen sind, noch zu Kirchen oder Ruinen. Ins Freie möchte ich. In die weite, unbegrenzte Natur."

„So fahren wir ans Meer."

*

Nun waren sie in Ostia, kämpften sich gegen den zunehmenden Sturm eine kurze Strecke die von Landhäusern und Villen eingefaßte Straße entlang, befanden sich am Meer.

Friedrich Vandekamp kannte das Meer. Es war ihm von seiner Heimat her etwas Vertrautes, mit dem er groß und alt geworden war.

Aber in dieser gigantischen Eigenart, die durch ein vorangegangenes Gewitter heraufbeschworen war, dieser aus den letzten Tiefen aufgewühlten, dröhnend austobenden Kraft, diesen hochaufgeschwollenen Kämmen, die wie zähnefletschende Raubtiere dahingezogen kamen, als suchten sie, wen sie verschlängen, hatte er es da oben an der von schützenden Buchten eingefaßten Küste kaum gesehen.

Und was immer mit ihm war, trat auch jetzt zu ihm heran.

Aber nicht in seiner stillverklärten Erscheinung, die es allmählich für ihn angenommen, sondern in seiner entfesselten, grundlos und tückisch zerstörenden Gewalt: der Tod.

Und ein Grauen packte ihn an und zugleich die heiß aufbegehrende Lust zu leben, zu kämpfen und kämpfend zu vergehen wie diese im letzten wilden Aufruhr sich verzehrenden Wogen, die wußten, daß ihr Widerstand vergeblich war und ihn dennoch dem eisern über sie sich reckenden Willen in ohnmächtig trutziger Auflehnung boten.

Da fühlte er sich am Arm berührt.

„Wir wollen gehen", sagte eine im Toben des Sturmes kaum vernehmbare Stimme.

„Es ist herrlich hier."

„Aber es ist nichts für Sie."

„Weshalb nicht?"

„Weil es Sie traurig macht."

„Fürchten Sie sich?"

„Ich fürchte mich nicht. Aber ich mag nicht länger bleiben. Kommen Sie!"

*

Als sie in Rom auf dem Bahnhof angelangt waren, nahm er einen Wagen. Und da er sich mit dem Chauffeur nicht zu verständigen vermochte, bat er sie, ihm zu sagen, daß er sie irgendwohin fahren sollte, wo man gut zur Nacht speisen und einen guten Wein trinken könnte.

„So üppig?" scherzte sie, nachdem sie sich in erträglichem Italienisch ihres Auftrages entledigt.

„Ich meine, das ist das Wenigste, was wir uns nach diesem stürmischen Abend verdient haben. Sie frieren ja noch. Wirklich, Sie sind ganz blaß geworden. Nun, eine Flasche Chianti wird Sie wiederherstellen."

Er freute sich dann der kindlichen Lust, mit der sie nach gewiß wochenlangem Fasten von den fein zubereiteten Gerichten aß, und des Vergnügens, das ihr alles um sie her zu machen schien, fand auch, daß sie in ihrer natürlichen Anmut sich nie das geringste vergab.

Der Kellner hatte schon die zweite Flasche des feurigen Chianti gebracht, und sie sprachen von allerlei ernsten und fröhlichen Dingen.

Zwar war sie meist die Sprechende, während er in stillem Behagen zuhörte.

„Wenn man Sie so ansieht", sagte sie, indem sie ihm einige Orangenscheiben auf den Teller legte, „dann kann man es wirklich nicht glauben, daß Sie ein kranker Mann sind."

„Vielleicht würde ich es selber nicht glauben, wenn es nicht ein berühmter Professor festgestellt hätte."

„Was hat er festgestellt?"

„Aber ich bitte Sie, lassen wir das. Es paßt wirklich nicht in den harmlosen Genuß dieser Stunde, den ich Ihnen und mir nicht trüben möchte."

„Nein, wir lassen es nicht", gab sie mit einer Bestimmtheit zurück, die er in einem so jungen Menschenkind kaum vermutet hätte. „Sie waren gütig zu mir und sind mir in diesen wenigen Stunden nahegekommen, als wären Sie . . ."

„Ihr Vater", ergänzte er.

„Ja. Und etwas Besseres hätte ich Ihnen gar nicht sagen können. Ich habe es ja nie kennengelernt. Aber ich habe es mir immer schön gedacht, einen Vater zu besitzen."

„So will ich es gerne sein."

„Gut . . . dann aber hätte ich ein Recht auf Ihr Vertrauen. Und Sie müßten mir auf meine Frage antworten."

„Ein andermal . . . nicht diesen Abend."

„Ja . . . diesen Abend!"

„Daß ich", erwiderte er langsam, immer noch überlegend, ob er es sagen sollte, „daß ich vielleicht noch ein Jahr zu leben habe."

„Vielleicht . . . ein Jahr!" wiederholte sie langsam und ganz in sich versunken. „Das ist furchtbar!"

„So dachte ich damals auch. Und es dauerte eine geraume Zeit und bedurfte mancher Kraftaufwendung, bis ich es in mir verarbeitet hatte. Jetzt aber denke ich anders darüber. Jetzt habe ich nur den einen Wunsch, zu genießen, was mir noch beschieden. Und dabei sollen Sie mir helfen, wie Sie es heute abend schon getan haben."

Sie überhörte seine letzten Worte, saß still und in tiefem Nachdenken.

„Und nun habe ich Ihre Bitte erfüllt. Jetzt aber werden Sie auch der meinen nachkommen: Daß wir in unserem Zusammensein nicht mehr diese Dinge berühren... niemals mehr. Wollen Sie mir das versprechen?"

„Aber wenn ich nicht weiß, daß ich es halten kann?"

„Dann werden Sie es aus Rücksicht für mich tun."

„So verspreche ich es."

Wohl tat der Druck dieser kleinen weichen und doch so festen Hand, die sich über den Tisch ihm entgegenstreckte...

Es geschah, wie er gewollt hatte: Niemals wurde von seiner Krankheit gesprochen, sie tat auch keine Frage mehr, und wenn sich einmal eine solche von ihren Lippen stehlen wollte, so drängte sie diese mit kurzer Entschlossenheit zurück.

Ihm aber entging es nicht, daß ihr Blick des öfteren auf ihm weilte, daß sie ihn mit einer Besorgtheit und Ängstlichkeit umhegte, wie er sie niemals sonst erfahren, immer darauf bedacht erschien, gleichviel, ob sie Ausflüge machten oder Museen oder Sammlungen besuchten, daß ihm ja nicht etwas zuviel würde oder er sich dem Witterungsumschlag oder scharfem Luftzug aussetzte.

Aber auch das tat sie mit einer Zurückhaltung und Zartheit, daß es niemals lästig oder gar peinlich auf ihn wirkte.

*

Immer mehr merkt Friedrich Vandekamp, wie gut seine kleine Führerin in der ewigen Stadt, obwohl sie erst zwei Wochen in ihr lebt, Bescheid weiß.

Aber es ist noch etwas anderes, das ihm an seiner kleinen Begleiterin mit jedem Tage mehr gefällt.

Das ist die entschiedene Art, in der sie nie zuläßt, daß er bei diesen häufigen und teuren Galerien die Eintrittskarte für sie mitbezahlt.

Dabei weiß er, wie beschränkt ihre Mittel sind, so daß sie mit jedem Pfennig rechnen muß.

Denn sie wohnt in einer dürftigen Herberge in einem abgelegenen Stadtviertel und duldet nie, daß er sie von dort abholt oder des Abends hingeleitet.

Er soll nichts merken . . . auf keinen Fall.

Deshalb gibt sie sich ihm gegenüber den Anschein, als sei sie reichlich versehen und esse nur so wenig und lebe gern von Früchten, weil sie es für gesund und zuträglich halte.

Er läßt sie in dem Glauben. Ihre Eintracht stören auch diese kleinen Zwischenfälle nicht und, schnell, und bis zur letzten Minute ausgekostet, fließen ihm in steter Abwechslung des Sehens, Genießens die Tage dahin . . .

*

„Sehr verehrter Herr Vandekamp!

Sie werden sich wundern, werden vielleicht auch ungehalten sein, daß ich Ihnen solange nicht geschrieben habe. Obwohl Sie mir Ihre Anschrift in Rom gleich nach Ihrer Ankunft mitteilten, habe ich mit diesem Brief gezögert, ihn einige Tage liegen lassen, wieder aufgenommen und noch einmal fortgelegt, weil ich weiß, daß Sie sich mit wohlüberlegter Absicht von Ihrem Geschäft losgesagt haben, und fürchten muß, daß irgendwelche Mitteilungen, gleichviel, ob sie gut oder nicht gut sind, eine Aufregung mit sich bringen könnten, die Ihrer Gesundheit nicht förderlich sein würde.

Daß diese aber für die Ihren und auch für mich die Hauptsache ist und daß ich jede Stunde um Sie bange . . . doch das gehört nicht zum Geschäftlichen, und ich bitte Sie, mir die Abschweifung verzeihen zu wollen.

Wir haben, damit ich es von vornherein sage, schwere Zeiten durchgemacht. Mit Osterbeld und Co., auch mit

Brockner und Sohn haben wir uns dank Ihrer zutreffenden Voraussicht und der Weisungen, die Sie mir auf meine dringende Anfrage aus Ravenna gaben, einigermaßen verglichen, werden mehrere nicht unbeträchtliche Posten immerhin aber auf das Verlustkonto buchen müssen. Kaum hatten wir uns hiervon erholt, da hieß es, daß auch Adolf Kröker in Königsberg, von dem Sie noch in Ihrem letzten Brief schrieben, daß Sie ihn für sicher hielten, wacklig stehe. Herr Timm reiste sofort an Ort und Stelle, fand die Gerüchte bestätigt, operierte aber so geschickt, wie er überhaupt immer mehr sich in seine nicht leichte Aufgabe hineinwächst, daß wir auch hier leidlich abschnitten. Ganz ohne Schaden ging es natürlich nicht ab, was Sie sich bei unserer Verbindung mit diesem Hause, die noch enger und verwickelter war als mit den beiden anderen, unschwer denken werden.

Sie werden verstehen, daß ich Ihnen, bevor die notwendigen Vereinbarungen und Auslösungen nicht erledigt waren, eine Mitteilung nicht zukommen ließ. Das ist nun geschehen, und wir sind der Zuversicht, daß wir der Schwierigkeiten bald Herr sein werden.

Wir setzen unsere Hoffnung auf eine neue Zeit, die sich bestimmt auch auf wirtschaftlichem Gebiet immer mehr auswirken wird. Herr Pfarrer Wendland, dessen Einfluß in seiner Gemeinde mit jedem Tage wächst und der sich als ein zuverlässiger und treuer Freund Ihres Hauses gerade jetzt bewährt, stärkt Ihre Frau Gemahlin und Herrn Timm in dieser Ansicht. Doch ich werde wieder persönlich, und das wollte ich vermeiden. Jedenfalls sehen Sie, daß zu irgendeiner Sorge von Bedeutung kein Anlaß vorliegt und Sie mit voller Ruhe ihrer Gesundheit und Ihrer Erholung leben können, worum wir Sie alle herzlich bitten möchten.

In Ihrem Hause ist alles in bester Ordnung. Die gnädige Frau hat sich leider bei einem Ausflug nach Hela eine Erkältung zugezogen, an der sie kränkelt, ist aber, nachdem sie eingesehen hat, daß sie mit dem ihr ausgesetzten Vermögen ohne wesentliche Einschränkungen auskommen kann, sehr viel ruhiger und froher geworden, sieht auch öfter Gäste bei sich.

Damit habe ich Ihnen alles geschrieben, was Sie interessieren dürfte, und hoffe, daß es zu Ihrer Beruhigung und zur Stärkung Ihres Befindens beitragen wird, worüber ich sehr glücklich wäre.

Ich grüße Sie als Ihre Sie hochverehrende und Ihnen in dienstfertiger Treue
ergebene Söna Sentland.

Zum zweiten Male hatte Friedrich Vandekamp den Brief gelesen. Denn als er sich vom Geschäft lossagte und in die weite Welt pilgerte, hatte er mit Söna Sentland vereinbart, daß sie in schweren oder kritischen Fällen, in denen sie allein sich keinen Rat wüßte, an ihn sich wenden sollte. Sie war die Einzige, die jeden Aufenthalt, jede Anschrift von ihm wußte.

Was sie ihm heute schrieb, hatte ihn weder aufgeregt noch beunruhigt.

So wenigstens glaubte er. Dazu stand er diesen Dingen schon zu fern, stand zu sehr jenseits von ihnen. Sie betrafen eine Angelegenheit, die ihn nichts mehr anging, für ihn nicht mehr da war. Wer mit dem Leben abgeschlossen hat, braucht sich um das Soll und Haben seines Geschäfts keine Sorgen zu machen.

War es wirklich so? War es eine gestorbene Welt, aus der Söna Sentland ihm Bericht erstattete?

Es war ja auch alles in besten Händen. Timm war fleißig und umsichtig und wuchs zusehends in seine Aufgabe hinein. Und eine zuverlässigere Verwalterin seiner Angelegenheiten als Söna Sentland konnte er niemals haben.

Dann aber tauchte die Frage in ihm auf: Ob es richtig war, einem so jungen Mädchen, das aus peinlicher Gewissenhaftigkeit und aus Liebe zu ihm ihre besten Kräfte opferte, so schwere Lasten aufzubürden? Und ob es auch für Timm zu viel war?

(Fortsetzung folgt.)

Spitzenrausch — auf die Spitze getrieben!

Ein Spaziergang an der Grenze modischer Besessenheit.
Von Werner Fuchs-Hartmann.

Man kehrt immer wieder zu seiner ersten Liebe zurück — so heißt es ja wohl im Sprichwort. Nun, die Begeisterung der Mode für die Spitze war zwar nicht ihre erste Liebe, aber doch ihre größte, und so kann es nicht überraschen, daß diese Leidenschaft heute von neuem entflammt ist. Freilich zeigt sie nur einen schwachen Abglanz des alten Feuers. Was jetzt als modisches Beiwerk wieder zur Geltung kommt, war einst Inbegriff und Vollendung des Zeitgeschmacks überhaupt. Das 17. und 18. Jahrhundert erlebten das goldene Zeitalter der Spitze. Die Kavalliere und alle, die dafür gelten wollten, trieben damals den gleichen modischen Aufwand wie die Damen von Welt, denen sie zu gefallen trachteten. Auch die Herrenhemden jener Tage zeigten Spitzendurchbruch und Besatz; nach der Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich war auf einem der Boulevards das an Hals und Ärmeln mit Spitzen besetzte Hemd ausgestellt, in dem ihn der Mordstahl Ravaillacs getroffen hatte.

Daß Papst Clemens IX. von seinem Freunde, einem Herrn von Sorbière, herrliche Spitzenmanschetten zum Geschenk erhielt, entsprach nur den Gepflogenheiten der Zeit. Zwar rief Clemens enttäuscht: „Er schenket mir Spitzen, und ich habe nicht einmal Hemden!“ Aber auch das war zeitgemäß. So schrieb Mercier, der aufmerksame Chronist des 18. Jahrhunderts, daß man zu seiner Zeit häufig ein schmutziges Hemd trug, dafür aber an kostbaren Spitzen nicht sparte.

So etwas kam in den besten Familien vor. Der Kurfürst von der Pfalz gab seiner Tochter Liselotte, die den Bruder Ludwigs XIV. heiratete, nur sechs Tag- und sechs Nachthemden mit. Das mochte genügen, denn Scarron versichert, daß die Damen gewohnt waren, nur einmal im Monat das Hemd zu wechseln. Für die Bettwäsche war das nicht weiter von Nachteil, denn die wurde noch seltener gewechselt, weil sie zu prunkvoll war, als daß man sich mehrere Garnituren hätte leisten können. Als Madame de Crequi einmal die Herzogin de la Ferté besuchte, fand sie die hohe Dame in einem Bett, dessen Spitzengarnitur 40 000 Taler gekostet hatte — also mehr ein Glanz der Zahlen als der Reinlichkeit. Um ihren Reichtum an Spitzen möglichst sinnfällig zur Schau stellen zu können, begannen die Damen sogenannte Tändelschürzen zu tragen. Die Herzogin legte eine solche zu ihrer Hochzeit an; es handelte sich allerdings um ein Wertobjekt von 1000 Pistolen. In Baden gehörte es 1739 zum guten Ton, die spitzenbesetzte nasse Wäsche zum Trocknen vor das Fenster zu hängen. Inzwischen und darunter promenierte dann die galante Welt und machte mit Geist und Grazie die entsprechenden Randbemerkungen zu den ausgestellten Herrlichkeiten.

Es gab viele, die sich von ihren Spitzen selbst im Tode nicht zu trennen vermochten. Aurora von Königsmarck, die Geliebte Augusts des Starken, nahm ein Vermögen von Spitzen mit in den Sarg; ebenso der Herzog von Alba, der 1739 in Paris mit allen seinen Spitzen begraben wurde. Das Töchterchen des Herzogs von Chandos brauchte gar nicht erst so alt zu werden, um zu einem ähnlich prunkvollen Begräbnis zu gelangen. Georg III. und seine Gemahlin Charlotte hatten den beglückten Eltern eine kostbare Spitzendecke verehrt, in die der unselige Täufling während der Zeremonie so tief einsank, daß er in der Fülle erstickte.

Königin Anna von England, die ihrer Spitzenwäscherin eine Rente von hundert Pfund gewährte, soll allein im Jahre 1712 mehr als 1400 Pfund für Spitzen ausgegeben haben. Andere Damen der großen Gesellschaft eiferten diesem Vorbild nach, zumal man bald erkannte, daß man auf diesem bevorzugten Modegebiet jederzeit ein Geschenk finden konnte, das auch die anspruchsvollste Empfängerin beglückte und verpflichtete. So verehrte die Herzogin von Sommerset der Königin Mary ein Hemd mit schwarzen Spitzen. Noch 1804 schickte Napoleon zwei kostbare Spitzenkleider nach Berlin, eines für die Königin Luise, das andere für die Frau eines Ministers.

In England waren vornehmlich die flandrischen und französischen Spitzen sehr beliebt. Man berechnete die jährliche Einfuhr in den zwanziger Jahren des 18. Jahr-

hunderts mit zwei Millionen Pfund. Es lag unter diesen Umständen im Staatsinteresse, die englische Spitzenindustrie zu fördern. Unter der Regierung Georgs II. durften von der Hofgesellschaft nur einheimische Erzeugnisse getragen werden, und wenige Jahrzehnte später, nachdem die Herzogin Anna von Hamilton die schottische Spitzenfabrikation begründet hatte, wurden ausländische Arbeiten rücksichtslos beschlagnahmt. Natürlich wurde eifrig geschmuggelt, da nicht nur die verbotene Frucht, sondern auch die verbotene Spitze ihren Reiz hat. Doch die Steuerbehörde bewies wenig Achtung vor persönlichen Wünschen. Selbst die Hofmodistin mußte es sich gefallen lassen, daß drei Tage vor der Hochzeit der Prinzessin Auguste mit dem Herzog von Braunschweig alle Galakleider fortgenommen wurden, die mit Brüsseler Kanten oder französischen Einsätzen geschmückt waren.

Man konnte sich dieses schroffe Vorgehen wohl leisten, denn die öffentliche Meinung brachte ihre Abneigung gegen die fremden Spitzen noch derber zum Ausdruck: Den Frauen aller Stände wurden auf der Straße Hauben und Besätze abgerissen, sobald man ihre ausländische Herkunft zu beargwöhnen glaubte. Ja, in Dublin kam es 1756 sogar so weit, daß die jungen Männer sich in dem Bestreben zusammenschlossen, jede Frau zu meiden, die französische Spitzen zu tragen beharrte.

Bei den Kavalieren trat zu jener Zeit bereits der Aufwand etwas zurück. Der Höhepunkt lag schon ein Jahrhundert früher. Damals konnte noch ein französischer Höfling voll Genugtuung von seiner gewaltigen Halskrause sagen: „Ich trage 32 Morgen bestes Weinland auf den Schultern und spüre nichts davon!" Etwa zu der gleichen Zeit war es auch Gustav Adolf noch möglich, auf einem Ball in Augsburg seinen Kragen abzunehmen und ihn Josefine Lauber, der Königin des Abends, als würdige und wertvolle Huldigung umzuhängen, denn ein solches Stück kostete nach unserer heutigen Rechnung drei- bis viertausend Mark.

Seither hat sich die Mode gewandelt. Die Spitze blieb zwar bei den Damen nach wie vor in Gunst, aber die gewaltige Perücke des Grandseigneurs sorgte dafür, daß die ehedem so ausladenden Spitzenkragen des Kavaliers zusammenschrumpften und sich zum Jabot wandelten. Daneben hielten sich die langen, weiten Manschetten, die manchmal bis auf die Fingerspitzen herabfielen. Mit diesen Dingen trieb man einen unerhörten Luxus. So besaß der Erzbischof von Cambray 48 Paar solcher Manschetten, und Ludwig XVI. sogar 57 Paar aus Valenciennes-Spitzen.

Es gab Leute, die es sich leisten konnten, selbst die Livreen ihrer Diener mit Spitzen besetzen zu lassen, wie etwa der englische Gesandte Lord Stairs, der im Jahre 1719 in Paris eintraf und eine umfangreiche Dienerschaft mit sich führte, deren Kleider mit Silberspitzen bedeckt waren.

Für derartige Übertreibungen hatte Friedrich der Große keinen Sinn. Er liebte dies weder bei anderen noch bei sich selbst. Als ihm einmal ein Paar Spitzenmanschetten verehrt wurden, die — noch über das Maß der Mode hinausgehend — in verschwenderischem Umfang fast den ganzen Unterarm bedeckten, griff er zum Entsetzen seines Vorlesers de Catt nach einer Papierschere, schnitt das herrliche Gewebe in der Mitte durch und meinte geruhsam: „Voilà, das gilt für zwei!"

Mozarts erster Heiratsantrag.

Anekdote von **Richard Dobel.**

Im Nachlaß der Witwe Mozarts, der Staatsrätin Nissen in Salzburg, fand man seinerzeit ein kleines Bild, das Mozart in seinem achten Lebensjahr darstellt. Er hat ein Hofkleid an, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe und trägt einen kleinen Degen an der Seite. In diesem kostbaren Gewand war Mozart auf sonderbare Weise gekommen.

Die Kaiserin Maria-Theresia, die sich sehr für das hochbegabte Kind einsetzte, ließ sich oft von ihm vorspielen. Eines Tages saß der Kleine in ihrer Kammer, nachdem er ihr wieder vorgespielt hatte. Da kamen die Erzherzoginnen Christine und Marie-Antoinette herein. Sie waren etwa in seinem Alter und begannen sogleich, mit dem lebhaften Knaben zu spielen. Dabei jagten sie durch mehrere Zimmer; und Mozart, feurig und sehr lebendig in allen Bewegungen, glitt auf dem glänzenden Parkett aus und fiel zu Boden. Erzherzogin Christine stellte sich vor ihn hin und lachte den verdutzten Jungen aus. Dem traten die Tränen in die Augen vor Scham und Schmerz. Mit finsterem Blick sah er sie schweigend an. Marie-Antoinette, die nachmalige Königin von Frankreich, hob ihn auf, trocknete ihm die Tränen ab, küßte ihn auf die Stirn und suchte ihn durch Liebkosungen zu trösten.

Das gefiel Mozart wohl. Schmerz und Zorn verrauchten, und er sah sie neckisch von der Seite an. Dann ergriff der Knabe schnell entschlossen Marie-Antoinettes Hand und sagte: „Höre, Marie-Antoinette, ich werde dir was sagen — ich heirate dich!"

Marie-Antoinette hüpfte seelenvergnügt in das Zimmer der Kaiserin: „Mama, Mama, Mozart heiratet mich!" — „So", lächelte die Kaiserin, „das ist gar keine üble Partie für dich! — Komm einmal her, kleiner Bursche!" Und indem sie Mozart auf ihr Knie setzte, fragte sie ihn: „Nun sage mir, was hat dich denn plötzlich dazu getrieben, daß du meine Antoinette heiraten willst?"

„Das ist ganz einfach. Christine war schuld, daß ich fiel und mir weh tat. Sie lachte mich schadenfroh aus und ließ mich liegen. Antoinette aber hob mich auf und tröstete mich, weil sie gut ist, und darum will ich sie heiraten — denn ich will nur eine gute Frau haben!"

„Recht nett von dir", sagte die Kaiserin, „aber wenn du sie zur Frau haben willst, mußt du auch Kleider haben wie ein Erzherzog!"

Da sah Mozart sie verdrießlich an und brummte: „Woher soll ich denn Kleider haben wie ein Erzherzog! — Sie muß mich eben so nehmen!"

Am anderen Tag schickte die Kaiserin Mozart einen vollständigen Hofanzug, wie ihn die Erzherzöge trugen. Vater Mozart ließ den Sohn in dieser kaiserlichen Tracht malen, und vor dem Bild stehend, hat Mozart später lächelnd diese kleine Anekdote erzählt.

Lustige Ecke

„Ich kann ja kaum sehen, wie ich meine geliebten Blumen gieße, seitdem ich meine Brille verlegt habe!"

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg.